

reproduziert aus
 der Ausgabe vom 24. 11. 27
 22. 11. 27

André Gide / Zu seinem 60. Geburtstage

Von Martha Charlotte Nagel

Nach sieben Jahren des Schweigens waren uns die „Morceaux Choisis“ vorgelegt worden, und wieder nach sieben Jahren erscheint die Autobiographie „Stirb und Werde“, die uns erlaubt, einen großen Schriftsteller bei sich selbst aufzusuchen: einen Janatiter, den unter den Franzosen auch wieder Janatiter angetrieben, während er bei uns eine Schätzung genießt, die aufhorchen macht.

Seine ersten Bewunderer hatte André Gide in England gefunden; dann haben ihn bei uns Rainer Maria Rilke, Felix Paul Grebe und Franz Blei einzuführen gesucht, und neben diesen Uebersetzern war es Ernst Robert Curtius, dem wir als seinem Interpreten vertrauen durften, ehe der Roman „Die Falschmünzer“ ein bequemes Publikum einem unbequemen Autor zuführte. Was nun herausfordern könnte, das ist die uferlose Schwärmerei von Klaus Mann, der als Wortführer der jüngsten Generation in André Gide seinen „erlauchten und reifen Bruder“ liebt. Wer aber „Stirb und Werde“, dieses dunkle Bekennnisbuch, gelesen hat, der mag nicht glauben, daß solch ein leichtfertiges Lob, in das sein Spender sich miteinbezieht, daß solch eine Exaltiertheit den Revolutionär berührt, der, um es gleich zu sagen, auch nicht als ein europäischer Autor französischer Nation zu erfassen ist.

Was ihn berührt? „Des extrêmes me touchent“, dieses abgewandelte Wort, hat er seinen „Morceaux Choisis“ vorausgesetzt, und das ist ausdrucksvoll genug. Wie schon dem Knaben ein harmloses Einzeihungsexperiment mißglücken sollte und auch weiterhin alles zu noch größerer Isolierung ausschlug: wie sich der junge Gide nicht an die gebundene Marschroute der Freunde halten konnte, wenngleich er „ihrer aller Weisheit in zentraler Einheit und Gleichzeitigkeit zu erfassen“ glaubte, so mußte der Gealterte noch den Zeitgenossen als ein Umstürzler erscheinen, der nicht zu rubrizieren war. Und auch wir müssen seiner erst habhaft zu werden suchen. Denn die „Morceaux Choisis“ als die Geschichte und geordnete Produktion von drei Jahrzehnten gaben uns wohl aus seiner literarischen Sphäre den Schreiber heraus, in dem von Geburt an, nicht nur landschaftlich gesprochen, Nord und Süd, in dem sich auch der Puritanismus eines protestantischen Vaters und der Scholastismus einer katholischen Mutter kreuzten; aber erst das „Stirb und Werde“ zeigt uns den ausgewählten Menschen in seiner „mystischen Vollkommenheit“, den Kämpfer und trotigen Freier, der Raub und Gnade sucht und das Gesetz umzustoßen magt.

„Uebrigens weiß ich, wie sehr ich mir schade, indem ich dies und das Folgende mitteile; ich sehe voraus, wie man es gegen mich ausbeuten kann. Aber meine Erzählung will wahrhaftig sein und nichts anderes. Nehmen wir an, ich schriebe, um Buße zu tun. „Mit diesen Worten, die uns die Heilsarmee vor Augen rufen, peinigt er uns gleich zu Anfang des Buches. Und wenn er den ersten Teil mit der Verachtung schließt, ob man im Roman der Wahrheit nicht näher sei als in der Autobiographie, in welcher man leicht den erlaubten Grad von Offenherzigkeit überschreitet und doch um das Galt: nicht herumkommt, so rufen wir aus: hätte er doch nur einigen Abstand genommen, und wir wären um ein großartiges Buch reicher, ohne daß wir ihm zu widersprechen brauchten. Andererseits ist nicht zu leugnen, daß uns der Autor in ein bezwingendes Vertrauensverhältnis hineingezogen hat, das uns über alles hinweggleiten läßt, was er ja selber auch nur als die Voraussetzung zu ernstiger Klärung und Klarheit noch einmal durchgelitten hat.

„In diesem unschuldigen Alter, wo die Kinderseele ein Wunder an Zartheit und Reinheit sein soll, erkenne ich in der meinigen nur Finsternis, Häßlichkeit und Verdorbenheit.“ Wir aber erkannten auch die selbstqualerische krankliche Uebertreibung aus der Wollust des Weichens heraus, und einleuchtender war uns „ein unbeholfener Drang, dem Leben einen Sinn zu verleihen“ und das Umklammern einer zweiten Wirklichkeit, die aber mit C. F. A. Hoffmanns Geistesergüssen oder Andersen Märchen, die später kamen, nichts zu tun hat.

„Ja, wir glauben, seine Selbstbezüglichungen nicht zu tragisch nehmen zu sollen, sie schreiben schließlich aus allen Bekennnisbüchern heraus, und es schien uns an dem kleinen Jungen, der noch nicht wußte, daß er Franzose und Protestant und begütert war, etwas Unerblich zu sein. Wie hätte sich sonst die Natur so mühsam bei ihm einzustellen vermocht, so verschwenderisch gut! Was den verborgenen Reiz beim Jagen und Gejagten über-

ermachte, das war das Würzige, Aromatische, der betäubende Duft des getrockneten Fütterflees, die bittere Schärfe des Stallgeruchs, das Veräuschende der Löffelker. Und war seine Beziehung zu dem Knaben Lionel leidenschaftlich und doch gesund, so ließ sich das auch schon erklären aus jener „fundamentalen Unfähigkeit, Geist und Sinne zu vermengen“, aus welcher ihm bald die inneren Widersprüche erwachsen sollten.

André Gide ist von einem unerlöschlichen Schicksalsglauben besetzt, eingewachsen ist in ihm die Ueberzeugung, „im scheinbar größten Unglück wohne die tiefste Beere, dem Einsichtigen mühten alle Dinge zum Besten dienen“; und doch drängte sich ihm und uns die Frage auf, ob nicht die rechtzeitige Berührung mit einem bedeutenden Naturwissenschaftler oder einem hervorragenden Dichter ihn nicht von der Literatur zurückgehalten hätte. Seine Weggebung auf dem einen wie dem anderen Gebiet wäre groß genug gewesen, um damit über den Durchschnitt hinauszukommen.

Bedenken wir übrigens, daß ein nervöses Leiden, das eine Zeitlang auf Tuberkulose zu deuten schien, einen regelmäßigen Schulbesuch unmöglich machte, so ist es erstaunlich, was der mehr oder weniger sich selbst überlassene Junge aus unverborgenem Instinkt an sich zu reifen gewußt hat. Wohl haben ihn zuletzt zwei außerordentliche Erzieher noch in die Prima hineinkommen lassen — er umschreibt ihr Verhältnis zum Schüler mit dem schönen Wort des Johannes: er muß wachsen und ich muß abnehmen —; aber im Grunde hat er doch allein den transzendental selbstentworfenen Plan „eines Lebens“ erforscht und ihn bemüht zur Nüchternheit seines Luns und Leidens gemacht.

Als einen Glücksfall bezeichnet er es, durch Schopenhauer auf den Wesensunterschied einer historischen und einer dichterischen Geistesbeschaffenheit gekommen zu sein, „das Wunder der Dichtkunst“ strahlt durch Schopenhauer hindurch aus einem Saß des Aristoteles auf; und dann sehen wir den Sechzehnjährigen von den Gedächtnis Heinrich Heines tief erregt. Das war freilich lange bevor er eine sublimen Prosa köstlicher als Dürer erachtete und bevor er auch erkannte, daß seine Sprache, die nur genau sein wollte, den lustigen Worten (unsagbar, unendlich, ungewiß), welche unserer Sprache eigentümlich sind und welche er in seinem ersten Buche verlebterweise gebraucht hatte, widerstreben muß. Ueberhaupt ist es auffallend, wieviel dieser Franzose von uns Deutschen ausgeborgt hat. Als Musiker liebte er Bach und Beethoven, Schubert und Schumann; den in dem Kreise um Mallarmé vergötterten Richard Wagner lehnte er als zu literarisch ab. Und um noch einmal auf Schopenhauer zurückzugreifen, so trat er „voll unbeschreiblichen Entzückens“ in seine Welt als Wille und Vorstellung ein, um dann freilich wieder von ihm abzukommen, sich leidenschaftlicher noch an Spinoza, Descartes und Leibniz hinzugehen und tief in Nietzsche hineinzugeraten. Später las er Nietzsches Wissenschaftslehre ohne eine Spur der Verehrung. Aber Kunst und Religion waren ihm zu einer erhabenen Einheit verbunden. Die heilige Schrift, die er ganz in sich aufgenommen hatte, vertrat sich mit der Was und Orestia. Zur Zeit des Konfirmandenunterrichts, als er gewiß kein lauer Christ, ja sehnuchtsvoll und dann erst entzaubert war, flammte das schöne heidnische Feuer in ihm und der geliebten Emanuèle auf. Die Vereinfachung ihrer Herzen war gleich einer Masche, die nach Osten weit geöffnet, sich von Licht, Musik und Wohlgerüchen wunderbar durchstülpte ließ.

Emanuèle — wir haben kaum eine andere Vorstellung als die einer Heiligen von ihr. Sie muß ihm wie das Bild im Don gewesen sein, das in des Lebens Bildnis hineinstrahlte. Daß sie nach seiner afrikanischen Reise sich ihm anverlobte, bezeugt uns, daß wir seinen stillosen Ernst allen Verirrungen zum Trotz nicht anzuzweifeln brauchen. Und was hat er denn auch für eine prächtige Mutter gehabt!

„Die Krokusblüten sind weit offen; es wird schönes Wetter geben“, sagt sie, und die Freundin verweist sie sanft: „Juliette, Sie werden auch nie anders werden! Weil es bereits schönes Wetter ist, deswegen haben die Krokusblüten sich geöffnet. Sie wissen doch, daß diese Blumen der Bitterung nicht auzorkommen.“

Nietzsche sagt, daß es möglich sei, aus drei Anekdoten das Bild eines Menschen zu haben. Und André Gide ist ein Meister der Anekdote, soweit sie im Gespräch aufblüht. Wie oft stand ein Lächeln um unseren Mund! Es lodten uns die schimmernden Sätze in dem verschatteten Buch. Wir wußten aber auch: es scheint ein Licht in die Finsternis.